

Keine Angst, es ist nur Liebe.

Marlies Zebinger

Leseprobe – Kapitel 1



Als ich den kleinen Waldweg entlang gehe, ist es still um mich herum. Zu still. Viel zu still. Stiller als still. Irgendetwas an der Stille ist merkwürdig. Was ist es bloß? Ich komme einfach nicht drauf. Für einen Moment halte ich inne, reiße mich dann aber zusammen und gehe weiter. Angst bringt nichts, sage ich mir zum sicher vierundfünfzigsten Mal. Noch dazu, wo ich doch nicht einmal weiß, wovor ich Angst habe. Und doch ist sie mächtig, diese Angst. Lässt sich nicht mehr vertreiben. Sie bleibt und wird größer und größer – wie eine große, schwarze Riesenblase. Langsam werde ich ungeduldig. Was ist es denn, das mir jetzt schon wieder Angst macht? Oder ist es wieder diese Angst vor der Angst? Mein Herz beginnt wie wild zu klopfen und mein Puls rast in einer raketenmäßigen Geschwindigkeit.

Ich gehe ein wenig schneller und ziehe den Mantel ganz zu. Da fällt es mir plötzlich auf. Endlich weiß ich, was so merkwürdig ist an der Stille. Es ist die Stille an sich, so

komisch das auch klingen mag. Kein Vogel zwitschert, kein Windstoß bewegt die Blätter der Bäume, kein Tier huscht durch das schon herabgefallene Laub. Eigenartig. Wie bedrohlich doch so eine Stille sein kann. Wobei ich da kein Maßstab bin, weil für mich im Moment so ziemlich alles bedrohlich ist. Aber es sind anscheinend nicht immer nur die bewusst wahrgenommenen Dinge, die uns (im Speziellen mir) Angst machen. Manchmal sind es wohl die vom Unterbewusstsein bemerkten kleinen Veränderungen, die uns (im Speziellen mich) ängstigen – und wenn es auch nur das Fehlen vertrauter Geräusche ist. Jetzt habe ich also auch schon Angst vor zu viel Stille, stelle ich traurig fest. Wohin soll mich denn diese ständige Angst noch führen? Am Ende habe ich dann auch noch vor mir selber Angst. Soweit kommt es noch. Sarkasmus hilft manchmal, aber nicht immer. Diesmal hilft er nicht. Wie so oft in letzter Zeit beschäftige ich mich also wieder einmal mit der Angst. Typisch.

In Gedanken versunken gehe ich weiter. Ich bin auf dem Weg zu meiner Oma, welche am Stadtrand von Graz in einem kleinen, schon etwas in die Jahre gekommenen Einfamilienhaus wohnt. Wie immer ärgere ich mich darüber, dass man dieses nur durch diesen steilen, aber vor allem nicht einseharen Waldweg erreichen kann, auf dem ich mich gerade befinde. Wenn einem da etwas passiert, hört einen keiner, denke ich wütend. Ich bleibe stehen und schreie drei Mal so laut ich kann.

Nur um zu überprüfen, ob etwas passiert und mir jemand zu Hilfe eilen würde natürlich. Das mache ich manchmal, obwohl ich die Antwort ja bereits kenne und weiß, dass die Schreierei völlig sinnlos ist. Aber es schadet schließlich nicht, für den Ernstfall zu proben. Immerhin weiß ich im Falle des Falls dann, dass Schreien einmal rein gar nichts bringt. Schnell überprüfe ich noch meinen Handyempfang, der zumindest im Ansatz vorhanden ist. Dann gebe ich einen Seufzer der Schockiertheit von mir und verfluche ein weiteres Mal den engen Waldweg im Nirgendwo, der ausgerechnet zum Haus meiner Oma führen muss.

Meine Oma ist bereits siebenundneunzig und freut sich über jeden Besuch. Sie hat zwar eine Pflegerin, die sich zwei Mal täglich um sie kümmert, wirkt auf mich aber trotzdem sehr oft einsam. Ob das so ist, wenn man alt wird? Wird man da automatisch auch ein bisschen einsam? Mag wohl sein. Wenn man siebenundneunzig Jahre alt werden darf, ist das nicht nur ein großes Geschenk – man sollte dabei nicht vergessen, von wie vielen Menschen meine Oma bereits hat Abschied nehmen müssen auf ihrem langen Lebensweg. Darunter Menschen, die sie sehr geliebt hat. Diese ganzen vergossenen Tränen lassen einen bestimmt ein Stück weit einsam werden.

Ich schüttele mich. Schon wieder bekomme ich Angst. Aber wovor? Vor der Ungewissheit? Vor der Einsamkeit? Dem Leben? Vor dem Tod? So vieles macht mir im Moment Angst. Dieses beklemmende Gefühl ist mir nur allzu vertraut. Herzklopfen und Enge in der Brust sind nahezu ein Dauerzustand. Die Angst ist richtig heimtückisch. Sie kommt ohne Vorwarnung und bleibt dann viel zu lange mein ungebetener Gast. In meiner Verzweiflung habe ich mir versucht anzugewöhnen, die Angst mittlerweile als eine Art Freundin zu sehen. Das heißt, genaugenommen zwingt mich meistens dazu, sie als solche zu sehen, denn viel lieber nenne ich sie „Erzfeindin Angst“ oder „verfluchte Angst“ oder auch „verhasste Angst“. Aber meine Therapeutin meint, dass wenn man die Angst als beste Freundin hat, sie einem dann nichts mehr tun kann. Sie ist der festen Überzeugung, dass es besser ist, meine ständige Begleiterin zu akzeptieren, als sie zu bekämpfen. Also gut: „Hallo, liebe Angst!“

Da ist schon etwas dran an ihrer Theorie, gestehe ich mir ein. Alles, wogegen man sich wehrt, bekommt schließlich eine irrsinnige Macht, eine Größe und eine Wichtigkeit, welche alles nur noch schlimmer machen. Nimmt man hingegen etwas Unangenehmes an und wehrt sich nicht dagegen, hält man es klein und unbedeutend, und wenn man es in Ruhe lässt, wird es irgendwann auch wieder ganz von alleine gehen. Das meint zumindest wieder meine Therapeutin Frau Dr. Hinterleitner. Ich selbst bin da nicht so überzeugt, ehrlich gesagt. Überhaupt nicht überzeugt, um genau zu sein!

So in meine Gedanken versunken gehe ich weiter und nehme meine Angst an der Hand. Jawohl! Wenn, dann aber richtig! Frau Dr. Hinterleitner wäre sehr stolz auf mich!

Dann, endlich, erreiche ich das kleine, rote Backsteinhaus mit den vielen kleinen Fenstern und dem grünen Holzbalkon. Ich mag das Haus. Vor allem im Sommer sieht es so einladend aus mit den wunderschönen, üppigen Blumen im Garten und an jedem der Fenster. Man fühlt sich sofort wohl, wenn man da ist. Meine Oma liebt alles, was blüht, und die Blumen lieben sie. Das heißt – jetzt im November ist natürlich alles trostlos und kahl, aber wenn es draußen warm ist, wachsen und gedeihen die Blumen und Sträucher, und sie blühen und eifern um die Wette in ihrer Farbenpracht. Den grünen Daumen hat mir Oma definitiv nicht vererbt. In meiner kleinen, aber gemütlichen Fünfundfünfzig-Quadratmeter-Wohnung habe ich schon alle Hände voll zu tun, die paar Orchideen, die ich besitze, am Leben zu erhalten. Was mir allerdings mehr schlecht als recht gelingt. Da wuchert

nichts. Auch gedeiht nichts. Und blühen tut schon lange nichts mehr. Das einzige Anzeichen, dass die Orchideen noch am Leben sind, sind die noch immer satten, grünen Blätter der Pflanzen. Wenigstens etwas! Dabei schaue ich mir alles von meiner Oma ab. Ich rede mit den Blumen, gieße sie, berühre sie zärtlich (Pflanzen sind Lebewesen und man soll sie auch so behandeln, habe ich erst letztens irgendwo gelesen) – einmal habe ich sie sogar versucht zu beschwören und trotzdem, die Orchideen können sich einfach nicht dazu herablassen, erneut Knospen zu tragen. Hundsdinge!

Abgekämpft stehe ich nun vor der sperrigen, alten Holztür und drücke gleich darauf die große, rostige Klinke nach unten. Allen Sicherheitsfanatikern, Polizisten, Schlossexperten, Alarmanlagenbesitzern, Mordkommissären, Kriminalbeamten und Sowieso-immer-besser-Wissern würde sich beim Anblick dieser Tür aus dem neunzehnten Jahrhundert (oder so) in diesem Moment der Magen umdrehen; sind doch Türen, die sich von außen öffnen lassen, heutzutage absolut unüblich, unsicher und nicht mehr zeitgemäß. Aber das Haus meiner Oma hat nun einmal so eine Tür und irgendwie gehört die alte Holztür genauso zum Inventar, wie die große, schwarze Jugendstilsteuhr, der dicke, fette Hundert-Kilo-Röhrenfernseher und die Bettwäsche mit den lachs- und rosafarbenen Rosenblüten drauf.

Als die Tür aufgeht, springt zuallererst Salamander, der Hund meiner Oma, freudig an mir hoch und wedelt aufgeregt mit dem Schwanz. Der kleine, schwarze Mischling ist bereits zehn Jahre alt, aber immer noch jugendlich aufgeweckt und leider viel zu übermütig.

Der Hund heißt übrigens wirklich Salamander! Ernsthaft! Ich schwöre! Ein mehr als nur komischer Name für so einen süßen Stinkerwuschel, ich weiß. Aber als Oma ihn das erste Mal gesehen hat, saß er zusammengekauert und schüchtern (von wegen!) in einem Schuhkarton, auf dem „Salamander-Schuhe“ stand, und himmelte sie mit seinen braunen, runden Riesenhundeaugen treuherzig an. Der Hund wusste also damals bereits, wie man uns Menschen um die Pfote wickelt. Eine Eigenschaft, die ihm durchaus bis heute geblieben ist. Bei der Erinnerung muss ich schmunzeln.

Natürlich hat sich Oma sofort in den Salamander-Schuh-Welpen mit dem „süßesten Blick der Welt“ verliebt und fand das sich ihr bietende Bild so umwerfend lustig, dass sie ihn sofort mitnahm und schlichtweg Salamander taufte. Trotz der vielen und wirklich lauten Proteste im Verwandten- und Freundeskreis blieb sie stur bei ihrer ersten Namenseingebung; ich jedoch finde es bis heute immer noch befremdlich, den kleinen Hund zu streicheln und ihn dabei liebevoll Salamander zu nennen. Ich meine Salamander! Geht's noch? Ich nenne ihn daher meist „mein kleiner, süßer Kerl“ oder „kleiner, schwarzer Stinkerwuschel“ oder einfach nur „Hund“. Dabei fühle ich mich einfach wohler und ich bin mir fast zu hundert Prozent sicher, dass der Hund sich auch wohler fühlt, wenn man ihn nicht als Schwanzlurch bezeichnet.

Oma kommt mir bereits in der gewohnt gebückten Haltung und mit einem freudigen Lächeln, das immer so viel Wärme verbreitet, im Flur entgegen und nimmt mich gleich darauf in die Arme. „Schön, dass du da bist, meine Kleine“, empfängt sie mich; für meine Oma werde ich immer die Kleine bleiben, egal wie alt ich bin. „Komm rein“, fährt sie fort, „wir trinken Kaffee und essen ein Stück Kuchen und dann lass uns Karten spielen.“ Langsam trotte ich hinter ihr her ins warme Wohnzimmer. Eilig setzte ich mich an den großen, gemütlichen Massivholztisch, den ich so mag. Unter mir macht es sich Salamander sofort bequem. Im Ofen brennt das Feuer und durch das wohlige Knistern des verbrennenden Holzes breitet sich wie immer eine tiefe Zufriedenheit in mir aus.

Seitdem ich denken kann, nimmt das gemeinsame Kartenspielen einen überaus wichtigen Platz im Leben meiner Oma ein. Sie liebt es zu zocken, und schon beim Gedanken an ein bevorstehendes Spielchen bekommt sie ganz glasige Augen, einen nahezu gierigen Blick und mehr als nur süße rote Wangen. Ich liebe die roten Bäckchen meiner Oma. Irgendwie ist das immer ein Zeichen dafür, dass es ihr gerade gut geht und sie glücklich ist. Drei Dinge bringen die Wangen meiner Oma übrigens zum Erröten: Alkohol (und da reicht schon ein winziger kleiner Schluck Rum im Tee), der junge, neue Doktor aus Mariatrost und eben ein bevorstehendes Kartenspiel.

Ich registriere, dass sich langsam Ruhe und Geborgenheit bei mir einstellen. Die vorhin noch so bedrohliche Angst vor was auch immer ist wie weggeblasen, und ich merke, wie sich sämtliche Körperfunktionen wieder normalisieren. Mein Herz klopft wieder in einem regelmäßigen Rhythmus, ich habe aufgehört zu schwitzen und das Durchatmen fällt wieder leicht. Während ich meinen Angstgedanken nachhänge, hebe ich immer mal wieder den Kopf und beobachte die Oma dabei, wie sie mit ein paar gekonnten weil seit Jahren erprobten Handgriffen Kaffeewasser und Milch zum Kochen bringt. Während sie das tut, summt sie leise „Don't Worry Be Happy“ von Bobby McFerrin vor sich hin. Ob sie weiß, wer Bobby McFerrin ist? Woher weiß ich denn überhaupt, dass das Lied von Bobby McFerrin ist? Weiß ich auch, wer Bobby McFerrin ist, oder weiß ich bloß seinen Namen? Angestrengt suche ich mein Gehirn nach dem Gesicht zu Bobby McFerrin ab – kann aber kein passendes finden. Egal! Allein die Tatsache, dass ich überhaupt einen Namen wie Bobby McFerrin im Zusammenhang mit „Don't Worry Be Happy“ weiß, ist schon gigantisch. Ich weiß solche Dinge nämlich eigentlich nicht. Ich weiß solche Dinge nämlich eigentlich nie! Noch ganz erstaunt von mir selber, wandere ich mit meinen Gedanken jedoch wieder zurück zur Angstgeschichte. Warum auch immer mir gerade Bobby McFerrin in die Quere gekommen ist – der hat jetzt nichts zu suchen in meinem Gedankenspiel.

Ich liebe das Gefühl, wenn die Angst nachlässt. Irgendwie bin ich dann auch immer ein wenig stolz auf mich selber, die Angst ein weiteres Mal besiegt zu haben.

Wegen meiner Angst und Panikattacken bin ich nun seit einigen Wochen in Behandlung. Frau Dr. Hinterleitner – die Therapeutin, die ich letztendlich für mein Seelenwohl auserkoren habe – wie bei einem Casting habe ich davor einige Psychotherapeuten bei zahlreichen, sündhaft teuren Erstgesprächen genauestens unter die Lupe genommen –, hat mir beigebracht, die Angst auszuhalten, sie wie vorhin an die Hand zu nehmen und mit ihr spazieren zu gehen. Ihre Worte! Nicht meine! Ich habe mir außerdem wieder bewusst gemacht, auf welche Ressourcen ich selber in meiner Not zurückgreifen kann (naja, eigentlich war das auch meine Therapeutin). So bin ich beispielsweise beschenkt mit Gaben wie Liebe, Mut, Gelassenheit, Akzeptanz und Vertrauen (Therapeutin) und kann mit all diesen Gaben die Angst zwar nicht ganz aus meinem Leben verbannen, sie aber dadurch angeblich merklich verkleinern (wieder Therapeutin). Die Aussicht darauf, dass meine Angst einmal vielleicht nicht größer als ein kleiner bunter Hupfball sein wird (Therapeutin), lässt mich ruhiger werden. Wobei ich mich wirklich verdammt schwer dabei tue, an die Hupfballsache zu glauben. Ich meine – von einer Riesenblase schwarz wie die Nacht zu einem kleinen, bunten Hupfball ist es doch wirklich ein weiter Weg. Weit und steinig und schwer.

Ein lautes Klirren reißt mich erneut aus meinen Gedanken. Die Oma ist gerade dabei, das Kaffeegeschirr (um es mit ihren Worten zu sagen: das gute Kaffeeservice von der alten Tante Herta) aus dem Schrank zu holen und hat dabei eine Tasse fallen lassen, die aber zum Glück heil geblieben

ist. Erleichtert blase ich die zuvor angehaltene Luft aus. Das Ganze hätte durchaus auch in einem Drama enden können!

„Nichts passiert, Mäuschen“, sagt Oma nun in meine Richtung und strahlt schon wieder über das ganze Gesicht. „Ich bin gleich bei dir“, vernehme ich noch, bevor sie erneut in den Refrain von „Don't Worry Be Happy“ einsetzt. Trotz der eigentlich ja doch sehr eindeutigen Aufforderung, nicht „worried“ zu sein, muss ich gedanklich noch einmal zurückkehren zu Themen, die mich eben in letzter Zeit nicht ganz so „happy“ machen. Das An-die-Angst-denken ist manchmal fast wie ein innerer Zwang – oder aber einfach bloß das Thema, welches mich im Moment am meisten beschäftigt.

Seitdem ich mit der Angst lebe, fühle ich mich oft alleine. Außer mit meiner Mama und mit meinem Bruder Mark kann ich mit niemandem so richtig darüber sprechen. Würde ich das tun, würde man mich vermutlich gleich abstempeln, mich in eine Schublade mit all den ja so gestörten, psychisch kranken Irren stecken und mich mit einem scheinheilig mitleidigen Blick ansehen. Wie sehr ich doch diese Art von Blicken hasse. So selten kann man in den Augen seines Gegenübers echtes Mitgefühl erkennen. Viel leichter ist es da, Eigenschaften wie Schadenfreude oder Neid oder Missgunst am Blick des Gegenübers auszumachen. Mitgefühl hingegen sieht man nur ganz selten. Am ehrlichen Mitgebühblick erkennt man unter anderem die Menschen, die einen mögen und lieben, davon bin ich überzeugt.

Dabei ist eine Angsterkrankung durchaus häufig. Wirklich! Ich bin keine außergewöhnliche Herausforderung für meine Psychologin. Ganz im Gegenteil. Anfangs meinte sie sogar: „Zehn Sitzungen, Frau Rogner, und wir haben Ihr Problem in den Griff bekommen. Vertrauen Sie mir.“

Darüber, dass es mittlerweile sechsundzwanzig Sitzungen und Rechnungen um die zweitausend Euro sind, spricht keiner von uns beiden.

Na, jedenfalls meinte Frau Dr. Hinterleitner, dass vor allem die pflichtbewussten, genauen und perfektionistisch veranlagten Menschen oft mit einer solchen Erkrankung zu kämpfen haben – wobei hier nicht der Eindruck entstehen soll, ich wäre womöglich auch noch stolz darauf! Ganz im Gegenteil, ich leide wirklich sehr unter der Angstsache, und obwohl man sagt, dass beinahe jeder Mensch einmal in seinem Leben an einer Angststörung erkrankt oder zumindest schon mal eine Panikattacke erleidet, ist es im Moment nicht gerade einfach für mich. Auch vor meiner besten Freundin Sue verheimliche ich es meist, wenn es mir nicht gut geht. Ich möchte ihr eine leichte, lockere, lustige Freundin sein und nicht immer mit einem schweren Rucksack bepackt und belastet wirken.

Meine Oma aber scheint mich hingegen blind zu verstehen. Es ist, als würde sie einfach Bescheid wissen. Schnell schenke ich ihr ein Lächeln. Ich habe nie mit ihr über meine Ängste gesprochen, aber trotzdem fühle ich mich bei ihr verstanden, sicher und sehr wohl. Trotz der Angstgedanken bemerke ich plötzlich, dass auch ich mittlerweile in das „Don't Worry Be Happy“-Gesumme mit eingestiegen bin. Verdammte! Wie lange mich dieser Ohrwurm ab jetzt wohl wieder begleiten wird? Keine Ahnung. Aber ich schätze, das Lied wird mich bestimmt die nächsten Stunden (oder Tage?) verfolgen. Na, wenn schon, es gibt bestimmt Schlimmeres! Gerade stellt die Oma meinen Lieblingskuchen auf den Tisch. Sie nennt ihn Becherkuchen, weil man dafür keine Waage braucht, sondern die Zutaten in Bechern abmisst. Bei genauerer Betrachtung hat das Wort „Becherkuchen“ dann ja also durchaus seine Berechtigung. Mehr noch: In diesem Zusammenhang würde ich sogar so weit gehen und sagen,

dass das Wort „Becherkuchen“ eigentlich das einzig logische Wort für so einen Kuchen ist. Im Gegensatz zum Wort „Ohrwurm“, bei welchem ich ehrlich gesagt jegliche Logik dahinter vermisse.

Gierig stecke ich mir sofort ein viel zu großes Stück von der braunen Kalorienbombe in den Mund und brauche Minuten, um den Riesenbissen in die Speiseröhre zu befördern.

„Na, meine Kleine?“, beginnt die Oma nun die Unterhaltung und nimmt sich ebenfalls ein beachtliches Stück vom Kuchen. Ich ahne schon, was jetzt kommt. Bitte nicht! Bitte nicht! Bitte nicht – „Was macht die Liebe?“ – wusste ich es doch! „Ach Oma“, entgegne ich bereits ein wenig zu genervt und verdrehe die Augen, „nicht wieder dieses Thema, bitte. Ich habe beschlossen, mein Leben alleine zu meistern. Ohne Männer, ohne Männerprobleme, ohne Probleme-mit-Männern und ohne Männersocken. Und dabei bleibe ich auch. Punkt. Ich weiß, dass du dir wünschen würdest, bei meiner Hochzeit dabei sein zu können und alles, aber diesen Wunsch kann – diesen Wunsch werde ich dir leider nicht erfüllen können. Sorry, Oma!“ „Sorry heißt ‚Es tut mir leid‘, oder?“, die Oma schmunzelt und ich weiß, dass sie mich gerade aufzieht. „Ach, ihr jungen Dinger“, murmelt sie nun. „Das Leben ist doch so viel schöner, wenn man es zu zweit genießen kann. Wann siehst du das denn endlich ein? Natürlich bringt eine Ehe auch Probleme mit sich, das mag ich hier gar nicht bestreiten. Aber in Summe macht es einfach viel mehr Spaß, jemanden an seiner Seite zu haben.“ Jetzt bekommt sie ihren wehmütigen Blick, den sie immer bekommt, wenn sie gerade an Opa denkt. Und wirklich: „Seitdem der Opa nicht mehr ist, fehlt der zweite Teil von mir, weißt du, Anna.“ Sie schluckt und ich greife nach ihrer Hand. „Neulich Nacht hat er mich übrigens wieder besucht“, fährt sie nun fort und sieht mich aufgeregt und erwartungsvoll an.

Meine Oma ist – wie soll ich sagen – sehr religiös und glaubt fest an ein Leben nach dem Tod. Seitdem der Opa vor einem Jahr gestorben ist, bildet sie sich regelmäßig ein, dass er sie in der Nacht besuchen kommt, um nach ihr und nach dem Rechten zu sehen. In einem Moment wie diesem tut mir meine Oma immer unheimlich leid. Obwohl sie immer noch lächelt, merke ich, wie sehr sie unter dem Verlust von Opa leidet. Diese nächtlichen „Besuche“ – ob Einbildung oder nicht sei einmal dahin gestellt – helfen ihr ein wenig, mit der eigenen Trauer umzugehen, und es ist daher wichtig, ihr in so einem Moment nicht das Gefühl zu vermitteln, sie sei völlig verrückt. Denn das ist sie nicht. Sie ist nur verliebt. Immer noch. In ihren „Opa“. Seit mittlerweile fünfundsechzig Jahren.

„Echt?“, sage ich daher interessiert und ermuntere sie mit einem Ermunterungsblick zum Weiterreden.

„Ja, er ist wieder gekommen. Endlich. War ohnehin schon wieder an der Zeit!“, meint sie und stellt die Kaffeetasse vorsichtig auf den Tisch. Offensichtlich war das Beinahe-kaputt-gehen des guten Kaffeeservices vorhin doch ein kleiner Schreck für sie – trotz breitem Lächeln.

„Und wie hat er ausgesehen? Geht es ihm gut?“, frage ich und bemühe mich um einen möglichst ernststen Gesichtsausdruck.

„Ein bisschen müde sieht er aus“, meint sie besorgt. „Es ist bestimmt nicht leicht für ihn, so lange auf mich warten zu müssen. Aber er versteht, dass ich hier unten noch so einiges zu regeln habe“, beendet sie ihre Erzählung und lächelt dabei verschmitzt. Wenn das nicht weder etwas mit dem Anna-Liebesleben-Thema zu tun hat, weiß ich auch nicht. Sie ist einfach unverbesserlich! Unverbesserlich!

So sitzen wir also, trinken Kaffee, unterhalten uns über dies und das und spielen Karten, bis es dunkel wird. Wobei „dies und das“ das Thema Liebe nicht mehr beinhalten wird. Dafür werde ich sorgen –

so wahr ich Anna Rogner heiÙe! Also nur so als kleine Anmerkung am Rande. Plötzlich klopft es an der Tür. Ich fahre hoch.

„Erwartest du noch jemanden?“, frage ich überrascht.

„Ja, das muss der Matts sein“, antwortet Oma fast schon singend, als wäre es das Selbstverständlichste auf der Welt, dass sie um diese Zeit noch Herrenbesuch bekommt.

Den Satz noch nicht einmal ganz zu Ende gesprochen (oder gesungen), eilt sie auch schon zur Tür.

„Du weißt schon, der Enkelsohn von der alten Irma“, ertönt es jetzt aus dem Flur. „Er wollte nach der Heizung im Bad sehen. Eigentlich ist er Profisportler, aber er scheint viele Fähigkeiten zu haben. Denn als ich ihn heute zufällig beim Einkaufen getroffen habe und ihm das Theater mit der Heizung erzählt habe, hat er sich sofort angeboten mir zu helfen. Ein ganz ein Netter ist das. Und so gutaussehend! Wirst gleich sehen, wovon ich rede.“ Mittlerweile muss sie schreien, damit ich sie noch hören kann.

Belustigt schüttele ich schon wieder den Kopf. Ich kann sie zwar nicht sehen, aber ich bin fast sicher, dass sie sich noch kurz durch die Haare fährt und sich im Spiegel begutachtet, bevor sie schließlich dem mysteriösen Scheinbar-Alles-Könnner die Tür öffnet. Salamander muss natürlich auch dabei sein und wird gerade sicherlich an diesem Matts hochspringen, als würde er ihn schon ewig kennen und innig lieben. Ich kann die Szene direkt vor meinem inneren Auge sehen. So ein Schleimer, dieser Hund. Für Streicheleinheiten tut er wirklich alles. Alles! Von wegen „bissiger Hund“, wie auf dem Schild vorne an der Eingangstür steht. Jeder Einbrecher hätte leichtes Spiel mit Salamander. Wieder muss ich schmunzeln. Ein Schlingel, dieser Hund. Aber ein lieber Schlingel.

Und überhaupt – wer heißt denn „Matts“, bitte schön? Ich meine, was ist denn das für ein Name?

Als ich das Wort Profisportler gehört habe, ist mir sofort eine Lawine von Vorurteilen durch den Kopf gegangen. Sind das doch meistens gut trainierte, von sich selbst über die MaÙen überzeugte Typen, die an jeder Hand eine andere haben – zwar gut im Sport, aber sonst haben die nicht viel zu bieten. Und dann all die Mädels, die reihenweise umfallen, hysterisch kreischen, ja schon fast hyperventilieren, wenn einer von ihnen auch nur in der Nähe ist. Auf einmal werden Haare nach hinten geschmissen, lasziv die Augen aufgeschlagen oder erotisch die Lippen gelect und die Brüste rausgestreckt. Wie lächerlich ich das ganze Theater doch jedes Mal wieder finde. Furchtbar! Und das alles nur, um vielleicht irgendwann einmal die nächste Victoria Beckham sein zu können – dürr, hungrig, ständig in der Öffentlichkeit und am Ende außerordentlich unglücklich. Dass die jungen Mädchen nur so oberflächlich und materialistisch sein müssen. Unfassbar!

Noch ganz in Gedanken versunken, hebe ich mürrisch den Kopf, als ich die drei in den Raum kommen höre und verschlucke mich fast an meinem Kuchen (ja, ich esse immer noch), als dieser Matts die Stube betritt. Sooooo gutaussehend habe ich ihn dann doch nicht erwartet. Und dann dieser Duft – mmmhhh, kommt der von ihm? Was ist das nur für ein Parfum? Das ist doch ein Parfum, oder? Aus, befehle ich mir schnell. Reiß dich zusammen, Anna Maria Elisabeth Rogner. Du bist ja keinen Deut besser als die hysterischen Kühe, die du noch vor zwanzig Sekunden innerlich verflucht hast. Also, zusammenreiÙen jetzt, wieder Boden unter den FüÙen gewinnen und möglichst gelangweilt – um nicht zu sagen teilnahmslos aussehen. Das fehlt grad noch, dass dieser Matts sich weiß Gott was einbildet auf sich. Er ist wahrscheinlich sowieso schon selbstverliebt genug, da werde nicht ich auch noch den roten Teppich vor ihm ausbreiten. So weit kommt es noch. Nein, mein Lieber – da spiele ich nicht mit!

Überrascht merke ich, dass mich Matts amüsiert mustert. Wie sieht man nochmals teilnahmslos aus? Ich sehe doch teilnahmslos aus, oder? Oder?

„Hallo“, sage ich jetzt so belanglos und desinteressiert wie nur irgendwie möglich und widme mich sofort wieder meinem Schokoladenkuchen. Dann will ich unbekümmert und dabei möglichst lässig einen Schluck vom bereits kalten Kaffee nehmen und schmeiße natürlich, ungeschickt wie ich bin, mit meinem Ärmel die Tasse um. Schon wieder kommt also das gute Kaffeeservice von der alten Tante Herta ins Spiel. Nun geht alles ganz schnell. Sofort rinnt die braune Flüssigkeit in Richtung Holztisch-Ende und tropft nur wenig später auf den frisch gewischten Fußboden. „Scheiße!“, entfährt es mir und ich springe panisch auf, um einen Lappen zu holen. Auf dem Weg dorthin – wie kann es auch anders sein – stoße ich natürlich mit Matts zusammen, der seinerseits ebenfalls in Richtung Abwasch unterwegs ist, um sich anscheinend auch einen geeigneten Fetzen zu schnappen. Was für ein Schleimer!

Beim Aufprall meines Kopfes auf Matts' (doch wirklich sehr muskulöser) Brust, strömt mir erneut dieser unsagbar gute Duft in die Nase und mir wird ein paar Sekunden lang ganz merkwürdig, fast schummrig. Außerdem bemerke ich noch seine grünen, fast schon türkis, großen Augen und den vollen, für einen Mann ungewöhnlich roten Mund. In seine Stirn hängt ihm eine Strähne seines dunkelblonden Haares und er trägt ein weißes Langarmshirt zu einer dunkelblauen Jeans, die wie angegossen sitzt. Das alles bemerke ich natürlich nur ganz nebenbei – hauptsächlich bin ich nämlich voll und ganz damit beschäftigt, nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Matts – ganz Herr der Lage – reagiert schnell und fängt mich gerade noch rechtzeitig auf. Dabei murmelt er irgendetwas, das klingt wie „hoppla“. Hat er jetzt tatsächlich hoppla gesagt? Wer bitte schön sagt so etwas wie hoppla? Trotzdem, irgendwie süß, komme ich ins Schwärmen und merke, dass mein Blick einen Hauch von Verträumtheit anzunehmen droht.

Was ist nur mit mir los? Immer wieder taucht diese eine Frage in mir auf. Ich scheine tatsächlich ein wenig durcheinander zu sein. Schnell ziehe ich mir meinen Pullover wieder über die Hüften, der bei meinem Beinahesturz gefährlich weit hinauf gerutscht ist. Im Augenwinkel erhasche ich außerdem einen Blick auf meine Oma, die seelenruhig lächelnd am Tisch Platz genommen hat, um sich das ganze Spektakel genüsslich anzusehen. Zumindest wirkt das gerade so auf mich. Hilfe ist von ihrer Seite wohl nicht zu erwarten – ganz im Gegenteil, es scheint beinahe so, als würde sie sich gerade bereit für die Abend-Zeit-im-Bild machen und gespannt auf den nächsten Beitrag warten. Innerlich schüttele ich schon wieder den Kopf. Siebenundneunzig Jahre alt und immer noch derart gerissen diese Frau! Nun aber wieder zu Matts, mir, dem guten Kaffeeservice und der Aufwisch-Rettungs-Aktion. Offensichtlich erinnern wir uns gerade beide daran (also Matts und ich), was sich so gehört, wenn man denn erwachsen ist, denn jetzt, endlich, geben wir einander artig die Hand und stellen uns vor. Na bitte, geht doch. Dann stehen wir uns irgendwie unschlüssig gegenüber, bis uns scheinbar zugleich wieder einfällt, was wir eigentlich wollten und wir beide gleichzeitig hektisch nach dem Putzlappen greifen, der immer noch geduldig auf seinen Einsatz wartet. Dabei berühren sich Matts und meine Fingerspitzen und ich zucke augenblicklich zusammen. Mein ganzer Körper scheint in Aufruhr zu sein. Überall kribbelt und wühlt es, außerdem ist mir plötzlich ungewöhnlich heiß. Ob Matts sieht, dass ich schwitze? Schnell schicke ich ein Stoßgebet zum lieben Gott. Schweißflecken kann ich jetzt echt nicht gebrauchen! Ich hasse Schweißflecken! Bitte mach, dass ich keine Schweißflecken habe. Bitte!

Was hat dieser Angeber überhaupt für eine Wirkung auf mich, verdammt noch einmal? Ich drehe mich um und nehme mir nun endlich ein Geschirrtuch, um die Sauerei auf Omas Parkettboden wegzuwischen. Apropos Oma – irre ich mich, oder hat meine Frau Großmutter mittlerweile ein amüsiertes, wohlwollendes Lächeln aufgesetzt, während sie unser Hin und Her beobachtet? Bestimmt überlegt sie gerade, was sie wohl zu unserer Hochzeit anziehen wird. Ein Wahnsinn, diese Frau!

Den Kaffeefleck beseitigt, setze ich mich nun argwöhnisch wieder auf meinen Platz, angle nach einer Zeitschrift und versinke (zumindest scheinbar) voll und ganz darin. Langsam, ganz langsam, beruhigt sich jetzt auch mein Körper wieder und das Wurlen und Kribbeln hört genauso langsam ebenfalls auf. Endlich!

Oma schnappt sich nun Alleskönner-und-Schleimer-Matts und die drei (natürlich muss Salamander auch wieder mit) gehen schließlich hinaus, um nach der Heizung zu sehen. Zum Glück bin ich wieder alleine. Ich atme einmal tief durch und ermahne mich dann selbst erneut, mich doch zusammenzureißen. Dieser Matts hat offensichtlich eine gewisse Wirkung auf mich und ich darf auf keinen Fall zulassen, dass ich mich da weiter hineinsteigere. Wir beide spielen eindeutig nicht in der gleichen Liga, und außerdem bin ich ganz und gar nicht so wie alle anderen. Ich bin nie so wie alle – ich bin immer so wie Anna. Ich bin nicht so oberflächlich und lasse mich von so etwas wie gutem Aussehen oder etwa Profisport beeindrucken. Ich, Anna Maria Elisabeth, bin intelligent, außergewöhnlich und tiefgründig. Jawohl. Das mit der Angst muss man ja nicht gleich jedem auf die Nase binden. Und den Männern habe ich seit der Geschichte mit Max sowieso und überhaupt abgeschworen. Soweit kommt es noch, dass mich ein Mann völlig aus der Fassung bringt. Nicht mit mir, mein Lieber, nicht mit mir!

Endlich finde ich nun auch eine Begründung dafür, warum ich vorhin so kribbelig reagiert habe, als sich Matts' und meine Fingerspitzen berührten. Wir waren ganz einfach – müssen ganz einfach – beide elektrisch aufgeladen gewesen sein, was auch die Kribbelei in meiner Magengegend wohl eindeutig erklärt. Und dass mir ein Männerparfum gut gefällt, ist ja nun wirklich kein Verbrechen. Was muss er auch so viel davon verwenden? Da bekommt man ja beinahe Kopfweg, wirklich wahr! Es ist sogar erwiesen, dass aufdringliche Parfums bei empfindlichen Menschen Migräne auslösen können. Na bitte, da haben wir es! Ich nicke eifrig, um die Richtigkeit meiner Gedanken noch zu unterstreichen, und widme mich nun – endgültig wieder beruhigt – der Gala vor mir.

Aber so ganz kann ich mich nicht auf den neuesten Tratsch und Klatsch konzentrieren. Mit einem Ohr bin ich ständig im Treppenhaus und lausche, ob die beiden schon wieder in Hörweite sind. Als sich wenig später Schritte nähern und sich die Tür öffnet, ertappe ich mich dabei, wie ich erfreut aufblicke, aber es kommen nur meine Oma und Salamander zu mir in die warme Stube. Kein Matts. Und was ist das? Wie kommt es, dass die Oma so rote Wangen hat? Das ist jetzt aber nicht wahr, oder doch? Doch. Ich notiere: nicht nur Alkohol, der junge Doktor und Kartenspiele bringen die Wangen meiner Oma zum Erröten, sondern allem Anschein nach auch ein gewisser Matts. Ich fasse es nicht!

Als könnte Oma meine Gedanken lesen, sagt sie: „So, das hätten wir. Die Heizung funktioniert wieder. Dieser Matts ist wirklich ein Goldschatz. Ein paar Handgriffe und schon war die Heizung repariert. Und so groß ist er. Hast du gesehen, wie groß Matts ist, Anna? Dein Opa war auch so groß. Ich mag es, wenn man zu einem Mann aufschauen kann. Da fühlt man sich als Frau immer gleich

beschützt. Ein wirklich toller Mann, dieser Matts. Wirklich toll! Soweit ich weiß, ist er übrigens ungebunden. Das ist ja fast nicht zu glauben, oder?! Kannst du das verstehen, Anna? Nein wirklich, so ein Goldschatz dieser Matts.“

Das alles sagt meine Oma zwar in einem übertrieben beiläufigen Tonfall (und ohne übrigens ein einziges Mal Luft zu holen), aber mir entgeht der Seitenblick nicht, den sie mir gleich nach ihrer Lobeshymne auf Matts zuwirft. Ganz klar, meine siebenundneunzig Jahre alte Oma möchte mich verkuppeln. Und dann auch noch mit so jemandem. Als wäre die Tatsache, von seiner Oma verkuppelt zu werden, nicht schon schlimm genug!

„Aha“, sage ich also so desinteressiert wie möglich und hebe dabei vorsichtshalber nicht einmal meinen Kopf – wollte ich doch dafür sorgen, das Thema Anna-und-die-Liebe heute nicht mehr aufkommen zu lassen. Ich sollte mir ernsthaft überlegen, ins Schauspielbusiness zu wechseln, denke ich beeindruckt von mir selber und nehme mir vor, das zumindest als mögliche Alternative zu meinem mehr als nur trockenen Bankberuf im Hinterkopf zu behalten.

Trotzdem! Irgendwie ärgert es mich, dass Matts nicht einmal hereingeschaut hat, um sich zu verabschieden. Aber warum sollte er auch? Wir kennen uns ja nicht und wahrscheinlich hat er längst vergessen, dass ich überhaupt existiere. Schließlich habe ich kein Silikon in meinen Brüsten, das laut „Hallo, hier bin ich!“ schreit, wenn ein Mann in meine Nähe kommt. Und ich habe auch keine wasserstoffblonden, mit Kunsthaar gepimpten Haare bis zur Hüfte. Sogar meine Wimpern sind echt und nicht künstlich verdichtet und verlängert – man glaubt es kaum! Kein Wunder also, dass so jemand wie Matts mit mir nichts weiter zu tun haben will. Warum sollte er auch?

Trotz allem bin ich ein bisschen nachdenklich und schaue an mir herunter. So übel ist das alles auch wieder nicht, finde ich. Meine dunklen, langen Haare habe ich locker zu einem Pferdeschwanz gebunden, was mich, wie ich finde, beschwingt und jugendlich aussehen lässt. Meine Haut ist zwar sehr hell, aber ich glaube, das passt zu mir und die noble Blässe lässt mich elegant und zurückhaltend wirken. In der Schule haben sie immer Schneewittchen zu mir gesagt und ich bin der Meinung, dieser Spitzname trifft es ganz gut! Rund um die Nase habe ich ein paar dunkelbraune Sommersprossen, die auch im Winter nicht verschwinden wollen, aber selbst mit denen hab ich mich mit meinen nun fast dreißig Jahren mittlerweile angefreundet. Meine Augen sind groß und braun und meine Wimpern haben einen ganz besonderen Schwung nach oben, den ich sehr mag. Meine Brüste sind für meine sonst zwar weibliche, aber trotzdem schlanke Figur recht üppig und immer noch sehr gut in Schuss, wie ich finde. Da gibt es diesen Test mit dem Bleistift unter den Brüsten – hält er bei aufrechter Haltung (also der Stift jetzt) von alleine, hat man einen Hängebusen, sagt man; fällt er runter, ist alles palletti. Natürlich habe ich den Test gemacht. Warum auch nicht? Man muss schließlich wissen, woran man ist! Immer die Augen vor der harten Realität zu verschließen, bringt doch nichts. Wenn ich also ganz aufrecht (also wirklich aufrecht) stehe, fällt der Bleistift hinunter. Gott sei Dank! Trotzdem mache ich im Fitnessstudio jetzt immer brav zusätzliche Liegestütze für die Brustmuskulatur. Zur Vorbeugung der bestimmt in ein paar Jahren nicht ausbleibenden Folgen der Schwerkraft sozusagen. Kann ja auf keinen Fall schaden. Sicher ist sicher.

Na, jedenfalls gefällt mir, was ich sehe, als ich an mir hinuntersehe, ganz gut. Einen Gruß zum Abschied hätte es also eigentlich schon geben müssen. Mindestens! Ich bin ja nicht aus Luft. Abgesehen davon hat das Grüßen oder Nicht-grüßen ja überhaupt nichts mit der Optik zu tun und sollte eigentlich eine selbstverständliche Geste der Höflichkeit sein. Sollte! Grüßen tut man einfach,

das gehört sich so. Ich finde, jeder sollte dieses Mindestmaß an Höflichkeit von seinen Eltern in der Kindheit bereits mit auf den Weg bekommen. Grüßen können ist also in meinen Augen auch eine Sache der richtigen Erziehung. Wenn ich morgens in die Bank komme (in der ich übrigens arbeite) und mir wird auf mein „Guten Morgen“ kein ebensolches entgegnet, kriege ich eine derartige Wut auf den Nichtentgegner, das kann man sich gar nicht vorstellen. Ich verfluche die unhöfliche Person dann innerlich und nehme mir jedes Mal vor, beim nächsten Mal dann aber wirklich etwas zu sagen. In diesen Dingen bin ich ziemlich feige. Ich ärgere mich immer nur im Stillen, anstatt meinem Ärger auf irgendeine Art Luft zu machen. Scheinbar habe ich Angst vor Konflikten. Doch wen wundert das? Als der liebe Gott die Angst vor Konflikten verteilt hat, habe ich, wie bei allen anderen Ängsten auch, wohl lauthals „hier“ gerufen (natürlich auf Zehenspitzen stehend und die Hand weit nach oben streckend – nicht, dass mich der liebe Gott womöglich übersehen hätte. Bloß nicht!).

Jedenfalls wäre es so einfach, den Nicht-grüßen-Könnern eine saftige Lektion zu erteilen. Man könnte zum Beispiel das „Guten Morgen“ einfach noch einmal betont laut wiederholen und den Namen des Nicht-grüßenden-Kollegen dranhängen, was dann etwa ein „guten Morgen Bernadette“ ergeben würde. So wäre der unhöfliche, nicht-grüßende Kollege sicherlich peinlich berührt und würde beim nächsten Mal bestimmt ein Guten Morgen zurück sagen, um eine derart peinliche Situation nicht noch einmal erleben zu müssen. Und Konflikt würde es gar keinen geben. Wovor also Angst haben? Beim nächsten Mal werde ich das so machen, nehme ich mir vor. Ich darf nicht immer alles hinunterschlucken, das meint auch Frau Dr. Hinterleitner. Kein Wunder, dass sich mein Bauch in solchen Situationen immer fürchterlich aufregt. Der kommt ja mit dem Verdauen gar nicht nach.

Meine Gedanken gehen von den unhöflichen Kollegen wieder zurück zum unhöflichen Matts und ich schüttele, immer noch geschockt von so viel Unhöflichkeit, energisch den Kopf. Typisch! Nichts anderes hätte ich mir von einem arroganten, von sich selbst eingenommenen, eitlen und bestätigungsverwöhnten Profisportler erwartet. Er bekräftigt mich mit seinem Verhalten voll und ganz in sämtlichen Vorurteilen und ich kann nur noch einmal wild mit dem Kopf schütteln, um meinem Unmut Luft zu machen.

Langsam packe ich meine Sachen zusammen – irgendwo muss doch mein Rucksack stehen – ach hier ist er ja. Auf noch eine Runde Kartenspielen habe ich keine Lust mehr. Bei aller Liebe, aber ich möchte nur noch nach Hause.

„Willst du schon gehen, meine Kleine?“, plötzlich steht meine Oma direkt vor mir und dreht mir einen der Rucksackträger gerade. Sie ist klein, bestimmt nicht größer als einen Meter und fünfundfünfzig Zentimeter (so genau weiß ich das gar nicht) und ihre grauen, weichen Haare kitzeln mich an der Nase, während sie immer noch mit meinem Träger zugange ist. Nur mühsam unterdrücke ich ein Niesen und verspüre plötzlich den dringenden Wunsch, sie in die Arme zu nehmen und fest zu drücken. Also nicht zu fest, sonst erdrücke ich sie noch – aber eben fest. „Ja, Omi“, sage ich daher, „lass dich mal drücken“, und ziehe sie sogleich fest an mich heran. Wie sooft wird mir bewusst, dass ich nicht wissen kann, wie viele Umarmungen wir einander noch schenken können – wobei, wenn sie hundertacht Jahre alt wird (und davon ist sie selbst und auch ich mittlerweile überzeugt), sind es bestimmt noch so einige. Ich verabschiede mich also von Oma und Salamander. Es ist schon spät geworden und Zeit für mich, wieder nach Hause zu gehen. Zum Abschied gibt mir Oma noch ein paar Bananen mit auf den Weg. Dass ich keine Bananen vertrage, merkt sie sich einfach nicht, und ich bin es leid, ihr immer wieder das Gleiche zu erzählen. Außerdem

würde ich damit nur wieder eine Diskussion über mein grundsätzliches Essverhalten vom Zaun brechen (wie jede Oma ist auch meine davon überzeugt, dass ich viel zu wenig zu mir nehme und jeden Moment vom Fleisch fallen könne) und das will ich jetzt auf jeden Fall vermeiden. Sie meint es ja nur gut, denke ich mir, und winke ihr und Salamander zum Abschied.

...

Mehr zum Buch:

Titel: "Keine Angst, es ist nur Liebe."

Autor: Marlies Zebinger

Genre: Roman/Liebe/Humor

Verlag: FeuerWerke Verlag

Jahr: 2014

ISBN eBook: 978-3-945362-03-7

ISBN Taschenbuch: 978-3-945362-04-4

Link: www.feuerwerkeverlag.de/book/keine-angst-es-ist-nur-liebe/